

Thassilo Hazod

Familienbilder. Aushandlung von Familie in Foto-Interviews mit Wiener Romnija und Roma. Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie 2020, 231 S. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 48; zgl. Wien, Univ., Masterarb., 2018). ISBN 978-3-902029-34-8.

Wenn man sich als Ethnologe mit Romnija und Roma befasst, sieht man sich mit einer Vielzahl an Herausforderungen konfrontiert. Da sind zum einen die Begrifflichkeiten. Während sich „Zigeuner“ als rassistisch-diskriminierende Zuschreibung ausschließt, sind Romnija und Roma zwar legitime Selbstbezeichnungen, aber auch sie stellen Kategorisierungen dar und schließen Individuen zusammen, die sich nicht zwingend als Teil einer Gemeinschaft verstehen. Dieser Verallgemeinerung folgt dann wahlweise ein romantisierter Blick auf eine hilfebedürftige, der Moderne weitestgehend entrückte Gruppe. Oder es werden immer noch hartnäckig bestehende Stereotype aufgegriffen von verwahrlosten Sippen, die den Wohlfahrtsstaat ausnutzen würden. In der Folge riskieren Forschende die Ethnisierung von Individuen und wiederholen, was in der Literatur nach wie vor verbreitet ist: Fremdrepräsentation und *Othering*.

Doch Thassilo Hazod findet eine bemerkenswert einfache und zugleich schlüssige Strategie, diesen Herausforderungen zu begegnen: Er setzt auf Selbstrepräsentation in seiner Annäherung an das Forschungsfeld. Der Absolvent des Wiener Instituts für Europäische Ethnologie hatte fünf Personen über einen Wiener Verein für Roma gefunden und gefragt, wie Familie durch das Betrachten und Kommentieren von Fotografien hergestellt und ausgehandelt wird sowie welche Vorstellungen von familialer Gemeinschaft dadurch erkennbar werden. Mit seinem Interesse für eine transkulturelle Praxis, die Familienfotografie, manövriert sich Hazod eben nicht in

die übliche Sackgasse, das Andersartige, das Roma-Spezifische zu erforschen, und bewegt sich im aktuellen Forschungsfeld des *doing family*, demnach Familie fortwährend gemacht wird. Dieser praxeologische Zugang ermöglicht es Hazod, in seiner 2018 erfolgreich abgeschlossenen und überarbeiteten Masterarbeit die Interviewpartner selbstbestimmt über sich, ihre Familien und deren Bedeutungen sprechen zu lassen: „Jede(r) weiß, was mit Familie gemeint ist und doch meint jede(r) etwas anderes“ (S. 91).

Gewinnbringend kommt dafür das Fotointerview zur Anwendung, eine Methode, die mittlerweile zum Kanon kulturanthropologischer Forschung zählt. Statt die Familienfotos zu analysieren, spricht Hazod anhand von Abbildungen über Familie. Er lässt seinen Partnern die Freiheit, welche Fotos kommentiert werden, und nutzt dabei die fotografische Wirkmacht der Gesprächs- und Erinnerungsstimulation. Dieser Zugang erlaubt den Einblick in Momentaufnahmen eines steten Wandlungsprozesses, ausgelöst durch selbstproduzierte Familienbilder. Dabei sind die Fotografien weit mehr als persönliche Reminiszenzen, verdichten sich in ihnen doch auch kulturelle Erinnerung, Konventionen und soziale Normen.

Dies arbeitet Hazod im empirischen Abschnitt heraus. Zunächst geht er auf autobiografische Erzählungen ein, dort wo das „Ich“ im Vordergrund steht und die räumliche und familiäre Herkunft, insbesondere die eigene Kindheit und Jugend, betont werden. Hier ermöglicht Hazod dem Lesenden eine relative Nähe zum Forschungsprozess, indem er den Antworten seine Fragen vorstellt, eigene Reflexionen erkennbar abgrenzt und den abgebildeten Fotografien die jeweiligen Kommentare hinzufügt. Dem schließt sich das „Wir“ an, also das Erzählen über Familie. Allein dieser Abschnitt vermittelt eindrücklich, wie problematisch verallgemeinernde Aussagen über Romnija und Roma sind. Wenn etwa anhand von Fotografien von „meinen Leuten“ die Rede ist, kann das wahlweise die Bewohner des Herkunftsortes, die Vorfahren, die nähere Verwandtschaft, die eigenen Kinder, Verfolgte und Ermordete des Nationalsozialismus oder allgemein alle Romnija und Roma einschließen. Eine flexible Vorstellung von Familie tritt zutage, mal biologisch, mal kulturell, mal individuell, in jedem Fall divers. Dabei spielen Fotografien eine zentrale Rolle. Motive von Übergangsritualen und Festen können das Verständnis für ein verwandtschaftliches Familienbild stimulieren. Gleichzeitig zirkulieren die Bilder in der Praxis über Facebook in unterschiedlichen Kreisen, schließen neue Personen in den Austausch über die Fotos ein und verhandeln in den Kommentaren immer auch das Familiengedächtnis und die Herkunftsgeschichte. Auffällig, die Frage der Zugehörigkeit zur Roma-Gruppe kommt erst dann zur Sprache, als die Bilder beispielsweise in einer Ausstellung präsentiert wurden und die Gesprächspartner sich mit der öffentlichen Zuschreibung als Romnija und Roma auseinandersetzen mussten. Fotografien von Verwandten, die verfolgt und ermordet wurden, verknüpften sich mit dem kollektiven Gedächtnis an die Verbrechen der Nationalsozialisten. Auch in diesem Fall

verstanden sich die angehörigen Interviewpartner als Mitglieder einer Erfahrungs- und Erzählgemeinschaft.

Somit kommt Hazod zu dem Schluss, dass Repräsentationen von Familie prozessual sind. Neben Verwandtschaft, Vor- und Nachfahren können auch Freunde, Nachbarn und Kollegen dazugezählt werden. Dabei ist die Auseinandersetzung mit den Fotografien, ob mit dem Album oder auf Facebook, eine fortwährende Arbeit mit der eigenen Geschichte. Jede Sichtung ist ein Aktualisierungsprozess, dem auch Vorstellungen von Familie unterzogen sind.

Auf den ersten Blick mögen diese Ergebnisse wenig überraschend sein, die Gillian Rose schon wegweisend in ihrer Forschung über Mütter und Familienfotografie formuliert hatte (Rose, *Doing Family Photography*, 2010). Doch das ist weniger entscheidend. Die eigentliche Relevanz der Arbeit liegt nicht in neuen Erkenntnissen über die soziale Praxis von Familienfotografie, sondern in einem exemplarischen Zugang, um Exotisierungen zu vermeiden. Nicht nur der behutsame Umgang mit begrifflichen Zuschreibungen bewahrt den Forschenden vor Stereotypisierungen, sondern auch die Entscheidung für oder gegen ein Forschungsvorgehen. Die Wahl für eine transkulturelle Bildpraxis, die Familienfotografie und einen praxeologischen Familienbegriff, lässt den Interviewpartnern den entscheidenden Raum zur Selbstrepräsentation. Hierfür kann Hazod das Fotointerview als geeigneten Zugang deutlich machen. Während am Anfang der Lektüre die Erwartung bestand, dass über Familienfotografie schon alles gesagt sei, bleibt am Ende die Erkenntnis, dass noch lange nicht alles erforscht ist.

Sebastian Thalheim, Berlin

<https://doi.org/10.31244/zfvk/2020/02.24>